

## **Die deutscheste der Wissenschaften: Über die Sonderkommandos der deutschen Musikwissenschaft**

Von Gerhard Scheit

(Aus: Konkret 8/2001)

Es gibt geisteswissenschaftliche Fächer, für die hat der Nationalsozialismus einen nie wieder erreichten Höhepunkt an gesellschaftlicher Bedeutung gebracht. Noch heute – etwa im stets wachsenden Jammer über die immer geringer werdenden finanziellen Mittel, die Germanistik und Kunstgeschichte, Theater- und Musikwissenschaft in Relation zu den Naturwissenschaften erhalten – ist an manchen dieser Institute in Deutschland und Österreich eine eigentümlich melancholische Stimmung zu bemerken, die mit dem plötzlichen Bedeutungsverlust in der Nachkriegsgeschichte zu tun haben dürfte. Diese narzißtische Kränkung muß immer noch verarbeitet werden.

Die inzwischen vor allem vom Ausland aus unternommenen Versuche, die NS-Vergangenheit der Universitätsdisziplinen kritisch aufzuarbeiten, machen erst wirklich sichtbar, was dabei an Reputation und Repräsentativität den deutschesten der Wissenschaften verloren gegangen ist. Pamela M. Potters Buch über die Musikwissenschaft zeichnet sich gegenüber anderen solcher Studien dadurch aus, daß sie sich nicht auf Institutionengeschichte beschränkt, sondern die gesellschaftlichen Funktionen der Musik selbst zur Sprache bringt. Darum auch setzt sie nicht erst 1933 ein, sondern versucht die Geschichte der Musikwissenschaft mit dem Verlauf der gesellschaftlichen Krise in Deutschland engzuführen.

Aus dem Versuch, dem Zerfall der Gesellschaft zu wehren, war hier nämlich in der Musik eine breite Volksbewegung entstanden. Statt Revolution der Gesellschaft also eine „Revolution der Amateure“: die Laienmusikbewegung, die auch der Musikwissenschaft zu einem neuen nationalen Selbstbewußtsein verhalf. Man setzte auf die „gemeinschaftsbildende Kraft der Musik“ und insofern handelte es sich natürlich auch um eine Gegenbewegung zur Neuen Musik, die – bewußt oder unbewußt – diese Kraft in Frage stellte und die Unmöglichkeit von Gemeinschaft für eine der Situation des Individuums angemessene Musik behauptete. Im besonderen, so hält die Autorin fest, „waren es die Laienchöre, die sich der Stärkung der deutschen Identität verschrieben hatten.“ Das Dritte Reich erfüllte dann mit seinen gigantischen musikalischen Staatsapparaten alle Träume dieser

Bewegung: das fortwährende Musizieren und Singen prägte den Alltag der Volksgemeinschaft von HJ und BDM über Arbeitsdienst und „Kraft durch Freude“ bis zur Front und ins Vernichtungslager.

Da konnte die Wissenschaft der Musik nicht abseits stehen. Neue Möglichkeiten eröffnete etwa das Sponsoring durch die SS. „Als Geldgeber verfügte das ‚Ahnenerbe‘ über eine Reihe von Vorzügen gegenüber konventionellen Sponsoren, da die SS einen besonderen rechtlichen Status innehatte und auf diese Weise Visums- und Währungsprobleme für diejenigen Wissenschaftler umgangen werden konnten, die eine Auslandsreise beantragten.“ So wurde etwa ein bestimmtes Forschungsprojekt finanziert, um den Beweis zu erbringen, „daß die Germanen den Dur-Dreiklang ebenso wie die Polyphonie ‚erfunden‘ hätten.“ Nach Kriegsbeginn bestand die Hauptaufgabe des „Ahnenerbes“ darin, überall in den eroberten Gebieten Artefakte zu beschlagnahmen, SS-Musikwissenschaftler beschränkten sich weitgehend darauf, Daten über „deutschstämmige“ Kultur zu sammeln. Die Beschlagnahmungen selbst überließen sie anderen Gruppierungen des „Ahnenerbes“ - im Gegensatz zu Musikwissenschaftlern des Amts Rosenberg, die ihren Forscherdrang während des Kriegs ganz auf Plünderung konzentrierten.

Das Amt Musik unter der Leitung des Musikwissenschaftlers Herbert Gerigk war überhaupt die aktivste Abteilung im ganzen Amt Rosenberg. Das hat nicht nur bereits Villem de Vries' Band über den „Sonderstab Musik“ deutlich gemacht (vgl. *konkret* 1999/2), sondern auch ein neueres Buch von Eva Weissweiler, das die vielleicht wirksamste Leistung dieses Amts dokumentiert: das *Lexikon der Juden in der Musik*, von Gerigk und Theophil Stengel 1940 herausgegeben. Weissweilers Publikation enthält einen Faksimile-Abdruck des gesamten Lexikons mit einer ausführlichen Darstellung über das Amt Musik und seinen beachtlich ausgebauten akademischen Mitarbeiterstab, sowie einen abschließenden Teil über die „mörderischen Auswirkungen“ des Lexikons, worin in paralleler lexikalischer Form rekonstruiert wird, was mit den im vom Amt Musik ausgeforschten Musikern und Musikerinnen schließlich geschah.

Das Lexikon schaffte die Voraussetzungen, Juden und Jüdinnen in allen Sparten der Musik aufzuspüren und aus dem Musikleben endgültig auszugrenzen. So wurden auch die Pseudonyme aufgedeckt, damit sich niemand mehr hinter einem falschen Namen verstecken konnte; soweit möglich ist auch der Ort angegeben, wo der Gesuchte und zu Verfolgende sich gerade befindet. Und besonderes Augenmerk wird auf die Ausforschung von „Halbjuden“ gelegt, die mit der Abkürzung H gekennzeichnet sind. Da findet sich dann über Theodor Wiesengrund-Adorno folgende Eintragung:

Dr.phil., Komponist, Musikschriftsteller; einer der betriebsamsten Wortführer der jüdischen Neutöner – Frankfurt/M.“

Aber bereits vor 1933 hatte die deutsche Musikwissenschaft dafür gesorgt, daß keine Juden in ihren eigenen Reihen Karriere machen konnten. Die vielen aus Deutschland flüchtenden Musikgelehrten, die den späteren Ruf der deutschen Musikwissenschaft im Ausland begründeten (Alfred Einstein, Robert Lachenmann, Hugo Leichtentritt, Paul Nettl etc.), mußten erst gar nicht von den Ordinariaten vertrieben werden. Nur in Deutschösterreich war die Situation mit Guido Adler am Wiener Institut etwas anders. Adlers späterer Nachfolger Erich Schenk übernahm dann auch hier die musikwissenschaftlichen Aufgaben der Arisierung, und als er um Mithilfe beim *Lexikon der Juden in der Musik* gebeten wurde, gab er prompt und bereitwillig Auskunft über die fraglichen Absolventen jüdischer Herkunft an seinem Institut. Gerigk bedankte sich herzlich bei Schenk und ermunterte ihn mit den Worten: „Eine genaue Durchsicht der Wiener Promoventen (sic!) würde wahrscheinlich noch manchen fetten Juden zu Tage fördern.“ Erich Schenk konnte nach 1945 seine Tätigkeit als Ordinarius in Wien fortsetzen. Hier über einen Komponisten wie Franz Schreker (im *Lexikon der Juden in der Musik* als H und Darsteller „sexueller Verirrungen“ gekennzeichnet) zu dissertieren, war weiterhin so gut wie unmöglich - es sei denn man war bereit, ihn gegen die Neue Musik auszuspielen. Diese Erfahrung mußte etwa der junge Gösta Neuwirth um 1960 machen.

Was die anderen NS-Musikwissenschaftler betrifft, so gaben sich manche, die wie Heinrich Bessler oder Robert Lach, im Konkurrenzkampf der verschiedenen Cliquen Niederlagen erlitten hatten, nach 1945 gerne als Opfer des Nationalsozialismus oder gar als Widerstandskämpfer aus. Bessler, NSDAP- und SA-Mitglied, der dann in Heidelberg seine Karriere nicht fortsetzen konnte, gelang es schließlich, sich in der DDR zu etablieren; ebenso Walther Vetter, im Dritten Reich ein Liebling Rosenbergs, der alle kritisiert hatte, die der „Judenfrage“ zu wenig Aufmerksamkeit schenkten. Vetter bekam schließlich Georg Knepler und Ernst Hermann Meyer als Kollegen – zwei von den Nazis als Kommunisten und Juden verfolgte Musiker bzw. Musikwissenschaftler. „Abgesehen von der Rückkehr der emigrierten Kommunisten nach Ostberlin und der Wiedereinstellung von Willibald Gurlitt in Freiburg kam keiner der prominenten Musikwissenschaftler, die aus Deutschland vertrieben worden waren, zurück, um auf eine der akademischen Positionen zu gelangen, die nach dem Krieg frei geworden waren. Statt dessen wurden viele, die sich bereits im Dritten Reich hervorgetan hatten, zentrale Figuren für das weitere Gedeihen der Musikwissenschaft in Deutschland.“

Jemand wie Gerigk war als Verfasser des Nazi-Lexikons der Juden allerdings untragbar geworden, um das bereits im Dritten Reich eingeleitete Unternehmen der größten deutschen Musikenzklopädie *Die Musik in Geschichte und Gegenwart* (MGG) in Westdeutschland weiter durchzuführen. Viele seiner einstigen Helfer aber – Boeticher, Osthoff, Gerber, Fellerer, Danckert, Jammers, Schenk usw. – tauchen als Mitarbeiter in den schließlich seit 1948 erscheinenden Bänden wieder auf. Auch ihr neuer, mit der Nachkriegsordnung kompatibler Herausgeber war bereits vor dem Ende des Kriegs ernannt worden: Friedrich Blume, der sich durch eine vorsichtigeren Rassentheorie von Gerigk unterschied, hatte sich mit einer Festrede zum Thema „Musik und Rasse“ auf den Reichsmusiktagen und mit einem Beitrag für die Festschrift zu Hitlers 50. Geburtstag einen Namen gemacht. Einen Kollegen wie Hans Joachim Moser, der die Zeichen der Zeit nicht verstand und noch immer über die Musik der „deutschen Stämme“ und „Mozart den Deutschen“ schwadronierte, obwohl Mozart nunmehr per Staatsvertrag dem neuentdeckten österreichischen Stamm zugeschlagen worden ist, konnte Blume darum als seltenes Beispiel eines unverbesserlichen nationalistischen Ideologen vorführen. Bei den Literaturangaben der MGG zu dem Stichwort „Musikwissenschaft“ aus dem Jahr 1961 findet sich dann aber die Abteilung „Rassen- und Volkstumskunde“ mit Angaben einschlägiger Literatur aus dem Dritten Reich.

Um Förderung für solche Projekte zu bekommen, argumentierte man mit dem Hinweis auf die Konkurrenz: „In dem Gesuch, Institutionen und Projekte wiederzubeleben, die mit dem Ende des Krieges zerfallen waren, das Blume 1952 bei der Regierung einbrachte, klagte er darüber, daß Deutschland hinter den Leistungen in anderen Ländern zurückgeblieben sei, sogar hinter Österreich. Er verwies auf die ‚Aneignung‘ deutscher Arbeit durch den Nachdruck von Gesamtausgaben, die ‚Übernahme‘ von deutschen Initiativen durch die amerikanische Haydn-Gesellschaft und das American Institute of Musicology ...“

Es war eine narzistische Kränkung. Noch 1944, auf dem Höhepunkt des Kriegs, hatte sich Deutschland mehr musikwissenschaftlicher Institute rühmen können als jedes andere Land der Welt und die Publikationsflut von Denkmälern der Tonkunst, deutscher Volksmusik und Gesamtausgaben deutscher Klassiker wollte kein Ende nehmen.

Eva Weissweiler: Ausgemerzt! Das Lexikon der Juden in der Musik und seine mörderischen Folgen. Köln: Dittrich-Verlag  
1999. 444 S.